

WERKS-ZEITUNG

RUHRSTAHL-AKTIEN-GESELLSCHAFT HENRICHSHÜTTE HATTINGEN

7. Jahrgang

Die „Werks-Zeitung“ erscheint jeden 2. Freitag.
Nachdruck nur mit Quellenangabe u. Genehmigung
der Hauptredaktion gestattet.

23. September 1932

Zuschriften sind zu richten an
Ruhrstahl Akt.-Ges., Henrichshütte, Hattingen
Abteilung Schriftleitung der Werks-Zeitung.

Nummer 20

Der Reichskanzler nimmt das Wort

Der Deutsche Reichstag ist nach kurzer Tagung aufgelöst worden, „weil die Gefahr bestand, daß er die Aufhebung der Notverordnung zur Hebung der Wirtschaft verlangen werde“. Artikel 25 der Reichsverfassung gibt dem Reichspräsidenten dazu das Recht. — Der Reichskanzler ist in der Sitzung des Reichstages nicht zu Wort gekommen. Er hat die Regierungserklärung, die er vor den Erwählten des deutschen Volkes hat abgeben wollen, durch den Rundfunk dem gesamten Deutschland und der ganzen Welt mitgeteilt. In ihr entwickelt er von neuem das Wirtschaftsprogramm der Regierung und betont nochmals, daß alle Maßnahmen der Regierung zur Belebung der Wirtschaft nur dem einen großen Ziel dienen sollen: der Beseitigung der Arbeitslosigkeit. Er knüpft daran das Bekenntnis der Regierung zu der christlich-sittlichen Pflicht des Staates gegenüber Schutzbedürftigen, insbesondere der Kranken, Verletzten und Invaliden Arbeitnehmer im Interesse der sozialen Gerechtigkeit. „Die Lebenshaltung der deutschen Arbeiterschaft soll gesichert und der soziale Gedanke gewahrt bleiben. Nach dieser Richtschnur will die Reichsregierung handeln. Man hat ihr soziales Programm mit schärfsten Worten als „reaktionär“ und „unsozial“ abgelehnt. Wir lassen uns von niemand im deutschen Volke an sozialer Gesinnung übertreffen. Unsozial ist, wer unerfüllbare Wünsche vergeblich zu erfüllen trachtet und dadurch Arbeitsmöglichkeiten zerstört. Sozial aber handelt, wer durch den Kampf gegen die Arbeitslosigkeit dafür sorgt, daß das soziale Gut dem Volk dauernd erhalten bleiben kann.“

Nur wenn es möglich sein wird, die Zahl der Arbeitslosen im kommenden Winter entscheidend zu verringern, werden wir die Unterstützungen für die Arbeitslosen, die auch wir gegenwärtig für zu niedrig erachten, erhöhen können. Das gleiche gilt für die Erhöhung der Renten. Niemand in der Reichsregierung denkt daran, die wohlverworbenen Rechte des öffentlich-rechtlichen Versicherungsschutzes zu beseitigen, den Arbeiterschutz aufzuheben oder die begrifflichen Merkmale des Tarifvertrages zu zerstören.“

Dann befaßt sich der Reichskanzler mit dem Umbau unseres staatlichen Lebens. Er will keine Diktatur einer Partei, mag sie heißen wie sie will, mag sie rechts oder links stehen. Er will die Herstellung einer wahrhaft unparteiischen Staatsführung, die sich auf das Ansehen des Reichspräsidenten stützt. Der Verwilderung des politischen Kampfes will er ein Ende setzen.

Eine Reform der überlebten Verfassung soll kommen, „die auf Grund der Erfahrungen der Geschichte und der Eigenart unserer Heimat für lange Zeit die Grundlage unseres staatlichen Lebens sichern soll“. Dazu ist die Heraushebung des Wahlalters nötig und die festere Verbindung zwischen Preußen

und dem Reich, so daß ein Gegeneinander- und Nebeneinanderregieren im Reich und in Preußen in Zukunft ausgeschlossen sein muß.

Als das Ziel der deutschen Außenpolitik bezeichnete der Reichskanzler die Herstellung der vollen Unabhängigkeit des Reiches, seiner Freiheit und Gleichberechtigung. Zur Erreichung dieses Zieles, das weit über jede Parteibestrebung hinausgeht, rechnet der Kanzler mit der Unterstützung des gesamten deutschen Volkes.

„Wir wollen die Abrüstung...“

Niemand würde es freudiger begrüßen als Deutschland, wenn alle Staaten ihre moralische und juristische Verpflichtung zur Abrüstung einlösen und ihre Rüstungen nach den Vorschriften und Maßstäben des Vertrages herabsetzen. Wir würden auch die weitest gehenden Abrüstungsvorschläge für Deutschland annehmen, vorausgesetzt, daß sie gleichmäßig für alle Staaten gelten. Aber es ist für uns unerträglich, weiterhin als ein Volk zweiter Klasse behandelt zu werden und weiterhin schuklos unter den waffenstarken Staaten des europäischen Festlandes dazustehen. — Jedes Lebewesen macht den Anspruch auf Sicherheit, die ihm sein Dasein gewährleistet. Diesen Anspruch erheben auch wir.

Wir wollen den Frieden.
Wir wollen keine kriegerischen Abenteuer, aber wir lehnen ein Wettrüsten ab.

Niemand hat mit größeren Hoffnungen auf die Arbeiten der Abrüstungskonferenz gesehen als Deutschland. Das Ergebnis ihrer ersten fünf Monate hat uns gram enttäuscht! Trotz Völkerbund, Locarno und Kellogg-Pakt versucht man, sich den Verpflichtungen zur Abrüstung zu entziehen. Wir können an den weiteren Arbeiten der Konferenz nicht teilnehmen, bevor die Frage der Gleichberechtigung nicht in unserem Sinne geklärt ist.“

* * *

Das war es, was die deutsche Regierung dem deutschen Volke und der Welt zu sagen hatte. Nach den Worten ihres Kanzlers, „ist es ihr unmöglich gemacht worden, von der Reichstagstribüne über Lebensfragen der Nation, wie sie der Kampf um die Gleichberechtigung darstellt, das zu sagen, was sie in dieser Stunde den anderen Mächten zu sagen hatte. Die kommunistische, aus Moskau zugeordnete Clara Zetkin ist von dem Reichstag mit Andacht in ihren Deklamationen angehört worden. Die Erklärung einer nationalen Regierung aber weigert sich das deutsche Volk auch nur entgegenzunehmen. Ich stelle dieses Vorgehen des Reichstages vor dem deutschen Volke fest.“

Soweit der Kanzler. Das deutsche Volk hat ihn gehört. Es wird demnächst von neuem an die Wahlurnen treten und seine Meinung dazu sagen. Hoffen wir, daß dabei nicht der Gedanke an eine Partei, welcher Art sie auch sei, sondern nur an das Wohl des gesamten Vaterlandes allein ausschlaggebend sein wird.



„Stilleben“

Aufnahme von H. Liebetrau

Reichstagsauflösung - und nun?

Als nach dem 31. Juli d. J. die fünf großen Parteien im Reiche aufmarschierten, die nach Wunsch und Wille unseres Volkes dessen Geschichte mit zu lenken und zu leiten berufen waren, machte sich niemand große Hoffnungen. Wir wußten, diese Gruppen waren in politischer und weltanschaulicher Hinsicht zu weit voneinander entfernt, als daß sich eine tragfähige parlamentarische Mehrheit hätte zusammenfinden können.

Aber hinter den etwa 600 Reichstagsabgeordneten standen drängend die gewaltigen Aufgaben der Zeit. Mancher glaubt, daß sich unter ihrem Druck, daß sich durch die unmittelbare und außerordentliche an die Parteien herantretende politische Verantwortung im letzten Augenblicke doch noch Gruppierungen herausbilden würden, die parlamentarisch nach bestimmten Richtungen hin arbeitsfähig oder allerwenigstens zu stillschweigender Duldung der Regierungsmaßnahmen geneigt waren. Es gab eine Plattform der Einigung: in der Frage der „Herstellung der Souveränität des Reiches, seiner Freiheit und Gleichberechtigung“ ist die erdrückende Mehrzahl aller Deutschen eines Sinnes und eines Willens gewesen und ist es weiter noch.

Was sich inzwischen ereignet hat, machte alle, auch die kümmerlichsten Hoffnungen zuschanden. Was war der eigentliche und einzige Sinn jener Reichstagsführung am Montag, dem 12. September 1932? Worin bestand die große und durch die äußeren Verhältnisse gebotene Aufgabe, die an diesem denkwürdigen Nachmittage der Vertretung des deutschen Volkes im Reichstag zufiel? Sie bestand darin, das Programm der Regierung anzuhören, zu kritisieren und vor allem eigene, bessere Vorschläge vorzubringen. Aber das Parlament versagte. Der am 4. September von der Regierung erlassenen Notverordnung wußte der Reichstag nichts entgegenzustellen. Statt einer gründlichen, an die Notverordnung anknüpfenden, von der Sorge um unser Volk getragenen Aussprache entwickelte sich ein höchst unnützer Papierkrieg, der für ein Vorwärtkommen aus der Not völlig unfruchtbar war.

Die im Reichstag vertretenen Parteien hatten sich in ihrem Gesinnungs- und Anschauungsnetz versangen. Sie von seinen Fesseln zu fördernder Mitarbeit freizumachen, vermochten sie nicht. Trotz der furchtbaren Lage unseres Volkes blieben sie starr, unbewegt und unfähig, den Blick geheftet auf ihre Lehren und Programme. Damit sprach sich der Reichstag sein eigenes Urteil. Die vom Reichstanzler verfügte Auflösung war die Folgerung, die aus der Unfähigkeit des Parlaments gezogen wurde.

Von dem Geschehnis der Reichstagsauflösung aus gesehen schaut sich die nächste Zukunft wenig erfreulich an. Innerpolitische Schwierigkeiten und Krisen werden die nächsten Monate kennzeichnen, harte Wahlkämpfe wahrscheinlich von neuem die Gemüter aufzuregen und zu verwirren suchen. Wie soll unter solchen Umständen eine Arbeit geleistet werden, die unser Volk aus wirtschaftlichen und politischen Niederungen aufwärts führt?

Und doch regt sich wieder Leben in der Öde des politischen Kampfesfeldes. Es ist wohl niemand im deutschen Vaterland, der in den letzten Wochen und Monaten nicht etwas sich wieder aufgeredet hätte, mochte er auch noch so von der Not der Zeit bedrückt und mitgenommen worden sein. Niemand, der nicht gemerkt hätte, daß wieder ein frischerer Wind in unserem engen Lebensraum weht. Der Young-Plan wird abgeschüttelt. Damit fing's an. Und zum ersten Male wird Deutschlands Außenpolitik aktiv. Wir suchen und werden unser gutes Recht behaupten in der wichtigen Frage der Gleichberechtigung. So beginnen wir wieder unsere politische Lebensfreiheit zu erobern im geistigen Kampfe mit den Völkern, die uns eineinhalb Jahrzehnte darniederhielten. Aber damit hat es noch kein Beenden. Auf neuen, ungewohnten Wegen wagt die Regierung die Lähmung des wirtschaftlichen Lebens zu überwinden in zielbewußtem, unerschrockenem mutigem Handeln, unabhängig von Parteienmeinung und Parteigekreisch! Zwar nicht jedem wird es die Notverordnung vom 4. September recht machen und mancher wird die verpflichtende Verantwortung, auf die er durch die Rede des Reichstanzlers am Abend nach der Reichstagsauflösung hingewiesen wurde, als drückende Last empfinden.

Nicht von heute auf morgen allerdings wird das Räderwerk der Betriebe geschwinde umlaufen. So schnell werden sich die neuen Maßnahmen nur in seltenen Fällen bemerkbar machen. Mit Recht sind sie auf längere Sicht und Wirkung berechnet. Nach menschlichem Ermessen wird von diesem in letzter Stunde mit Kühnem Wurf und mit den letzten Mitteln erfolgten Einsatze ein den Wirtschaftskörper kräftigender Anstoß von langanhaltender Wirkung ausgehen. Die Maßnahmen der Reichsregierung lassen uns hoffen!

Man darf sich in dieser Auffassung auch nicht dadurch irre machen lassen, daß die Reichsregierung von allen Seiten angegriffen und beseindet wird. Man könnte das Wort eines Staatsmannes gebrauchen, daß Unpopularität der untrügerische Beweis für die Richtigkeit der Stellungnahme und Handlungen einer Regierung sind. Die großen Führer eines Volkes wurden immer unbequem empfunden. Auch einem Bismarck erging es nicht besser. Hier drängen sich die Verhältnisse während des Konfliktes zwischen der preußischen Regierung und dem preußischen Abgeordnetenhaus Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zu vergleichender Gegenüberstellung heran. Wer wurde zu jener Zeit mehr beschimpft, angefeindet und bis in den Tod gehaßt als jener Mann, der damals in der Stille die Grundlagen geschaffen hat, auf denen 1870/71 die Mauern des Deutschen Reiches errichtet worden sind? Erst als die politischen Erfolge reiften, ergab es sich, wie wenig die Wege und Absichten jenes großen Führers von Parlament und Volk verstanden worden waren.

Welchen Gang die Dinge nun nehmen werden, wer möchte das im einzelnen voraussagen? Wahlparolen und Wahlagitatorien dürften viel von ihren Reizen verloren haben. Das deutsche Volk will praktische Arbeit sehen, die es zu lichterem Leben und Dasein emporführt. Trotz aller gegenteiligen Meinung glauben wir, daß ein neues und verheißungsvolles Kapitel innerdeutschen Lebens und Werdens begonnen hat. Den Beweis dafür erbringen kann aber nur die Zeit.



30496/19

Urheberrecht 1929 Parker Holladay Co. m. b. H. Berlin SW 68

Deutsche und englische Kolonisationserfolge in Deutsch-Ostafrika

Ein bemerkenswertes englisches Urteil



Die in Singapore erscheinende führende Zeitung „The Straits Times“ veröffentlicht Berichte eines in Malaya wohnenden Kaufmannes über eine Reise von Kenya und Tanganyika (Deutsch-Ostafrika), in denen ein vernichtendes Urteil über die Ergebnisse der englischen Verwaltung sowohl in Kenya wie in Tanganyika gefällt wird. In dem Bericht über die Lage im Mandatsgebiet Deutsch-Ostafrika heißt es u. a.:

Wenn die Verhältnisse in Kenya schlecht sind, so sind sie unendlich viel schlechter im Mandatsgebiet Tanganyika. In der Vorkriegszeit wurde erhebliche Kritik an den deutschen Kolonisationsmethoden geübt. Aber nach einem Besuch von Tanganyika hat man notwendig das Gefühl, daß diese „Exponenten der Kultur“ wohl wußten, was sie taten. Man hat auch das unangenehme Gefühl, daß an der gegenwärtigen britischen Verwaltung in der Kolonie manches von Grund auf verkehrt ist. Während der zehn Jahre britischer Verwaltung scheint wenig oder gar nichts getan zu sein für die Entwicklung der Kolonie, abgesehen von der Aufstellung eines vagen und anspruchsvollen Planes für die höhere Erziehung der afrikanischen Eingeborenen. „Aber, so führt der Berichterstatter an anderer Stelle aus, „die Eingeborenen sind schmutzig, dumm und faul und die einzigen Diener, die man anstellen kann, sind die, die früher unter deutschen Herren gedient haben. Ich war überrascht, zu entdecken, daß die älteren Eingeborenen das Leben unter der deutschen Verwaltung dem unter der gegenwärtigen vorziehen. Der Grund dafür ist der, daß die deutsche Herrschaft straff und gleichmäßig war, die britische dagegen oberflächlich und schwankend ist.“

Ueber die Zustände in Dar es Salaam schreibt der Berichterstatter: „Die Stadt Dar es Salaam ist das Hauptquartier der gegenwärtigen Verwaltung. Die Stadt ist gebaut und angelegt mit der charakteristischen deutschen Gründlichkeit. Seit dem Tage, an dem sie in die Hände Groß-Britanniens gekommen ist, scheinen keinerlei wesentliche bauliche Erweiterungen gemacht zu sein. Die Mehrzahl der Geschäfte ist, wie in Kenya, im Besitz und unter der Leitung von Indern, obwohl ein gewisser Wettbewerb mit deutschen und griechischen Einwohnern besteht. Für britischen Unternehmungsgeist scheint hier kein Feld zu sein, und die Verwaltung macht offenbar kein Geheimnis aus der Tatsache, daß sie den Weißen eher als ein notwendiges Übel denn als einen wertvollen Zuwachs für das Land ansieht. Je weniger man von den Straßen in Tanganyika spricht, um so besser. Es ist die ständige Klage der deutschen Siedler, daß ihr Land viele Millionen Mark aufwenden müßte, um die Kolonie wieder auf ihren ursprünglichen Stand zu bringen. Der zuversichtliche Ton, in dem solche Empfindungen zum Ausdruck kamen, erfüllten mich mit Erstaunen und Enttäuschung. Sie hegen offenbar keinen Zweifel hinsichtlich des endgültigen Besitzes von Tanganyika und sprechen daher ganz natürlich von dem Land als von Deutsch-Ostafrika. Zuerst war ich geneigt, mich darüber zu amüsieren, aber als ich mehr vom Lande gesehen, konnte ich ihren Standpunkt verstehen.“

Die Sonne als Urquell der Kräfte

Von Maschinentechniker H. Schulte

In Bayerns Hauptstadt München erhebt sich auf einer Insel inmitten der Isar ein stolzer Bau: das „Deutsche Museum“. Die Aufgabe der in diesem Gebäude untergebrachten einzigartigen Sammlungen ist, die Entwicklung der naturwissenschaftlichen Forschung, der Technik und der Industrie durch besonders lehrreichende und hervorragende Meisterwerke dieser Gebiete zu veranschaulichen, und diese Aufgabe hat der Schöpfer des Museums, Oskar von Miller, der Altmeister deutscher Technik, glänzend gelöst. In eindringlicher Weise ist das Forschen des Menschen nach der Erkenntnis der Natur, ist sein Streben, sich deren vielseitigen Kräfte dienstbar zu machen, dargestellt. Wir durchschreiten im Geiste nochmals alle Entwicklungsstufen, die die Menschheit in langer, langer Kette vom ersten mühsam bereiteten Holzfeuer bis zum Elektroofen, vom hölzernen Wasserrad bis zur modernen Wasserturbine, von der ersten ungefügten Dampfmaschine bis zur Hochdruckdampfturbine durchmachte.

Der aufmerksame und besinnliche Beschauer dieser Werke menschlichen Geistes wird dann von selbst über den letzten Ursprung der Kräfte nachdenken und sich fragen: „Wo ist denn nun die wahre Triebfeder all der Naturkräfte, die uns als Muskelkraft, Windkraft, Wasserkraft und Dampfkraft untertan sind und die wir so selbstverständlich meistern?“

Die Antwort auf diese Frage hat der Maler Fritz Gartner in seinem großen allegorischen Wandgemälde in der Kraftmaschinenhalle des Museums gegeben, das die Sonne als Urquell der Kräfte darstellt. Diesem Bilde liegt folgender Sinn zugrunde:

„Hoch am Firmament erstrahlt das freundliche Gestirn des Tages, die Sonne, und spendet Licht und Wärme. Sie verdunstet im ewigen Kreislauf das Wasser und trägt es als Regen oder Schnee ins weite Land. Hier sammeln sich diese Niederschläge wiederum und vereinen sich zu Gießbächen und später zu Flüssen und gewaltigen Strömen, die der Schwerkraft folgend zu Tal fließen und ihre Kräfte in den Wasserkraftmaschinen hergeben müssen, die ihnen der Mensch in den Weg gestellt hat. — Die Sonne erwärmt je nach ihrem Stand einzelne Luftschichten unserer Erde, die dann, im Bestreben, sich mit kälteren Luftmassen an anderen Orten auszugleichen, als Winde rings um den Erdball streichen und so unsere Segelschiffe über die Meere bringen und die Windkraftmaschinen drehen. — Im Sonnenlicht gedeihen die Pflanzen, die allen Lebewesen Nahrung sind und Mensch und Tier zur Mustelarbeit stärken; und all die Pflanzen, die im belebenden Sonnenstrahl einst in grauen Vorzeiten wuchsen, die dann durch große Erdumwälzungen in die Tiefe gebracht und dort unter dem ungeheuer großen Druck des Deckgebirges im Laufe von Jahrmillionen zu Kohle wurden, bilden heute unsere größte und verbreitetste Kraftquelle. Im steten Forschen und Erfinden lernte der Mensch,

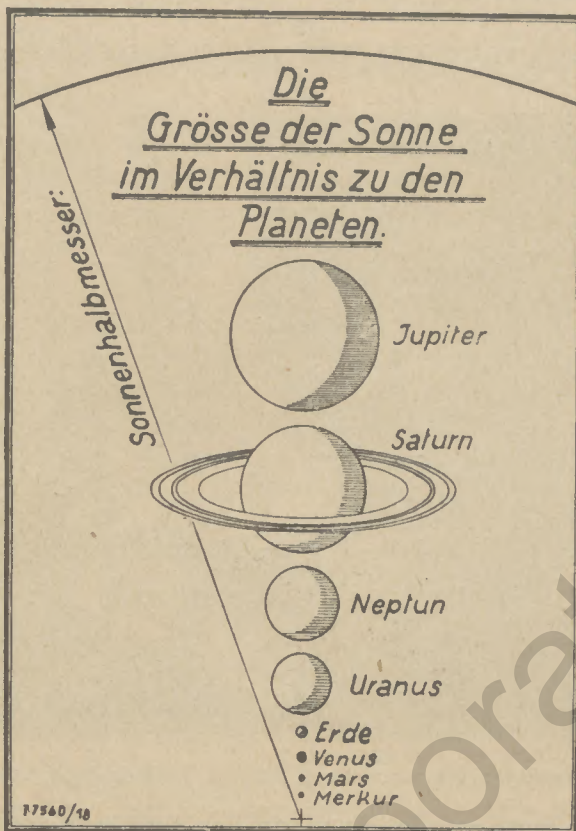
diese schwarzen Diamanten zu heben und ihre Kräfte in den Maschinen auszunutzen.“ —

Von Jugend auf ist uns die Sonne bekannt und vertraut. Wenn sie uns während des Sommerurlaubs Feld und Wald schön bestrahlt, und wenn wir uns am Wochenende in ihrem Schein den Budel braunbrennen lassen, so finden wir das ganz in der Ordnung und denken wenig darüber nach, woher all die Licht- und Wärmemengen kommen, die uns und unseren Mitmenschen allzeit so freigebig gesendet werden. Alltätlich genießen wir die mannigfachen Wohltaten der Sonne, und so ist uns zum Selbstverständlichen geworden, was, näher betrachtet, etwas ganz Wunderbares ist. Nahtlosen Denkern und Forschern ist es gelungen, irdischen Maßstab an dieses Wunderbare zu legen. Seit zweieinhalbtausend Jahren vor Christi Geburt wahren ihre Versuche, die Vorgänge auf anderen Welten zu erforschen und auszuwerten. Weit hinaus über den Erdball reichen ihre Instrumente, Millionen von Kilometern entfernt wissen unsere Astronomen noch zu messen und zu wägen, und von ihnen wollen wir hören, was sie uns von der Sonne berichten können.

Es sind nur nüchterne Zahlen, die wir da erfahren, und wir müssen sie uns erst ein wenig umwerten, wenn wir ihre Bedeutung ganz erfassen wollen. So erkennen wir erst die Größe der Sonnenentfernung, wenn wir vernehmen, daß unser schnellster Bote, die Funkentelegraphie, die in einer Sekunde siebenmal die Erdoberfläche umkreist, trotz ihrer Geschwindigkeit von dreihunderttausend Kilometer in der Sekunde über acht Minuten gebrauchen würde, um die hundertfünfzig Millionen Kilometer entfernte Sonnenoberfläche zu erreichen. — Wenn wir ferner hören, daß der Himmelskörper, der uns zur Mittagszeit nicht größer erscheint als ein Kupferpfennig aus eineinhalb Meter Entfernung gesehen, einen Durchmesser von 1,4 Millionen Kilometern hat, so erscheint uns das wohl sehr viel.

Aber welche ungeheure Größe in dieser Zahl liegt, wird uns erst bei der Ueberlegung klar, daß wir unsere Erdoberfläche hundertfünfzigmal nebeneinanderlegen müßten, um diesen gewaltigen Durchmesser zu veranschaulichen. 1300 000 solcher Kugeln wie die unserer Mutter Erde müßten wir zusammenballen, wollten wir einen Weltkörper von Sonnengröße formen.

Diese Himmelskugel von schier unfahbaren Abmessungen besteht nun zum größten Teil aus weißglühenden Metaldämpfen von sechstausend bis siebentausend Grad Celsius (im Hochofen sind „nur“ vierzehnhundert Grad Celsius) und ist mit einer Hülle aus hocherhitztem Wasserstoff- und Heliumgas umgeben, ein Riesenheizkörper, der ungeheure Wärmemengen in den kalten Weltraum strahlt. Was die Erde von dieser Sonnenbestrahlung



Gesundheit ist das höchste Gut, drum sei bedacht und schük sie gut!

Hermann und Dorothea

Dichtung in neun Gesängen von Johann Wolfgang von Goethe



15
Eilig streckte gewandt der sinnige Jüngling den Arm aus,
hielt empor die Geliebte; sie sank ihm leis auf die Schulter
Brust war gesenkt an Brust und Wang' an Wange. So
stand er,
starr wie ein Marmorbild, vom ernsten Willen gebändig,
Drückte nicht fester sie an, er stemmte sich gegen die Schwere.
Und so fühlt' er die herrliche Last, die Wärme des Herzens
Und den Balsam des Atems, an seinen Lippen verhauchet,
Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.
Doch sie verhehlte den Schmerz und sagte die scherzenden
Worte:

„Das bedeutet Verdruß, so sagen bedenkliche Leute,
Wenn beim Eintritt ins Haus nicht fern von der Schwelle
der Fuß knackt.
Hätt' ich mir doch, fürwahr, ein besseres Zeichen gewünscht!
Daß uns ein wenig verweilen, damit dich die Eltern nicht
tadeln
Wegen der hinkenden Magd, und ein schlechter Wirt du
erscheinst.“

Urania / Aussicht

Musen, die ihr so gern die herzliche Liebe begünstigt,
Auf dem Wege bisher den trefflichen Jüngling geleitet,
An die Brust ihm das Mädchen noch vor der Verlobung
gedrückt habt:

Selbst auch ferner den Bund des lieblichen Paares vollenden,
Teilet die Wolken sogleich, die über ihr Glück sich herausziehen!
Aber saget vor allem, was jetzt im Hause geschieht.

Ungebulbig betrat die Mutter zum drittenmal wieder
Schon das Zimmer der Männer, das sorglich erst sie verließen,
Sprechend vom nahen Gewitter, vom schnellen Verbunkeln
des Mondes,
Dann vom Ausbleiben des Sohns und der Nächte
Gefahren,
Tadelte lebhaft die Freunde, daß, ohne das Mädchen zu sprechen,
Ohne zu werben für ihn, sie so bald sich vom Jüngling
getrennet.

„Mache nicht schlimmer das Übel!“ versetzt' unmutig der Vater;
„Denn du siehst, wir harren ja selbst und warten des Ausgangs.“

Aber gelassen begann der Nachbar sitzend zu sprechen:
„Zuviel verband' ich es doch in solch unruhiger Stunde
Meinem seligen Vater, der mir, als Knaben, die Wurzel
Aller Ungebuld austrif, daß auch kein Fräulein zurückblieb,
Und ich erwarten lernte sogleich, wie keiner der Weisen.“

„Sagt“, versetzte der Pfarrer, „welch Kunststück brachte der Alte?“

„Das erzähl' ich Euch gern, denn jeder kann es sich merken“,
Sagte der Nachbar darauf. „Als Knabe stand ich am Sonntag

Ungebuldig einmal, die Kutsche begierig erwartend,
Die uns sollte hinaus zum Brunnen führen der Linden.

abekommt, ist allerdings verschwindend wenig, denn die Sonne verteilt ja ihre Wärmestrahlungen ringsherum auf den ganzen Weltraum. Die Erdoberfläche, die fern von der Sonne im unendlichen Raum schwebt, die von der Sonne aus gesehen nicht größer erscheinen würde wie ein Stern, trifft nur der zweitausend-siebenhundertmillionste Teil. Das ist soviel, wie eine Mücke von dem Licht und der Wärme einer fernen Bogenlampe abekommt, in deren Schein sie umher-schwirrt. — Und doch ist dieser Bruchteil der Sonnenenergie noch groß genug, um alles Leben auf der Erde zu erhalten und zu fördern, und alle irdischen Wärmequellen verschwinden dagegen. So ist zum Beispiel die Wärmemenge, die beim Verbrennen der jährlichen Kohlenförderung der Welt frei würde, nur ein fünfshunderttausendster Teil der Wärmemenge, die die Sonne jährlich an die Erde abgibt. Diese Sonnenkraft ruft

all die mannigfachen Wirkungen auf der Erde hervor. Die bunte Pflanzenwelt ist ihr Werk. Angeregt durch die geheimnisvollen Kräfte im Sonnenlicht wandeln die Pflanzen die Salze, die in der Erde ruhen, in Eiweiß und Stärke um, und nur diese wichtigen Baustoffe menschlichen und tierischen Lebens können uns Nahrung sein und Mensch und Tier zur Muskelarbeit stärken. Trotzdem könnten wir noch nicht bestehen, wenn die grünen Wälder nicht wären, die in ihren Blattzellen, den chemischen Werkstätten der Natur, aus der von uns ausgeatmeten unbrauchbaren Kohlenäure wieder den lebenserhaltenden Sauerstoff erzeugen.

Die gewaltigen Wassermassen, die seit Urzeiten ins Meer brausen, die stets und ständig durch ihre spülende Wirkung das Antlitz der Erde verändern, hier altes Land fort-schwemmen, dort neues aufbauen werden nur durch die Kraft der Sonne in Bewegung gehalten. Zwei Billionen Kubikmeter Wasser (das sind ebenso viele Tonnen) werden täglich von der Sonne verdunstet, zur Wolkenhöhe getragen und wieder als Tau, Regen und Schnee über den Erdbreis verteilt. Zum Teil verdunsten diese Niederschläge sofort wieder, die größere Menge fließt jedoch oberirdisch ab oder bringt in das Erdreich ein und speist so die zahllosen Quellen. Es bilden sich wiederum Gewässer, die ständig wachsend dem Meer zufließen und auf diesem Wege einen Teil ihrer Kraft in den Wasserturbinen hergeben müssen. In einzelnen europäischen Ländern werden schon recht viele dieser Wasserkraft nutzbar gemacht (in Deutschland etwa dreißig Prozent), aber was bedeutet das gegen die Energiemengen, die wir noch nicht zu fassen vermögen. So nutzen wir von der Leistung, die in den Niagarafällen entwickelt wird und rechnermäßig siebzehn Millionen Pferdestärken beträgt, kaum eine Million Pferdestärken aus. In fernen Erdteilen fließen noch manche Flüsse, deren Lauf nicht einmal

restlos erforscht ist, geschweige denn, daß wir die Energie ihrer Wassermassen zu verwerten wüßten. Es ist auch Sonnenkraft, die so von uns ungenützt abfällt, und diese abfallende Leistung würde vollauf genügen, um die Menschheit ganz von körperlicher Arbeit zu entlasten.

Gleich unerschöpflich wie die Wasserkraft ist die Windkraft, nur läßt sie sich im größeren Umfang noch schwieriger ausnützen. Die Energie des Windes ist zwar recht erheblich — sie wird auf Milliarden Pferdestärken geschätzt —, aber sie tritt viel zu unregelmäßig auf, um die für unsere Zwecke nötige Dauerleistung abgeben zu können. Auch ist die Leistung des einzelnen Windrades für unsere industriellen Zwecke viel zu klein.

So bietet uns die Natur wohl die Möglichkeit, auf dem Umweg über Wasser und Wind die Sonnenenergie einzufangen und sie uns dienstbar zu machen, aber die restlose Ausnützung scheint uns vorerst noch unmöglich. Darum versucht man schon seit Jahren, jedweden Umweg zu vermeiden und das Licht und die Wärme der Sonne direkt als Energiequelle zu benutzen.

Man baute große Hohlspiegel, die das Sonnenlicht zusammen-rasteten und auf einen Dampfkessel im Spiegelbrennpunkt warfen. Solch eine Sonnenkraftmaschine ist aber nur in heißen Gegenden zu verwenden und auch da nur für beschränkte Zwecke, denn die Betriebssicherheit ist wie beim Wind zu stark von der Witterung abhängig.

Einen neuen Weg, das Sonnenlicht in Rußenergie umzuwandeln, fand in letzter Zeit der junge deutsche Forscher Bruno Lange. Er stellte fest, daß an den Enden einer mit Kupferoxyd überzogenen Metallplatte eine elektrische Spannung auftritt, sobald diese Platte dem Sonnenlicht aus-

gesetzt wird. Zwar lassen sich vorerst nur Spannungen von einem halben Volt und Stromstärken von einigen Milliampere nachweisen, aber trotzdem ist diese Entdeckung von wissenschaftlichem Wert, denn vielleicht ist dies der erste Schritt zu einer ganz neuen Energieerzeugung. So bleibt zuletzt noch die eine Möglichkeit zur Ausnützung der Sonnenenergie: der Weg über die Kohle. — Die Kohlen sind konzentrierte Sonnenwärme, tief im Schoß der Erde seit Jahr-mil-lionen aufgespeichert. Wollen wir etwas über die Entstehung erfahren, müssen wir im Geschichtsbuch der Erde weit zurückblättern. Die ganze Zeit menschlicher Geschichte ist nur eine Sekunde, gemessen an der Zeit von fünfzehnhundert Millionen Jahren, um die die Entstehung der Steinkohle zurückliegen mag.

(Schluß folgt)



Unser Reichspräsident wird am 2. Oktober fünfundsachtzig Jahre alt

Hebe niemand Laßen an, die er nachher nicht halten kann!

Doch sie kam nicht; ich lief, wie ein Wiesel, dahin und dorthin, Treppen hinauf und hinab und von dem Fenster zur Türe. Meine Hände prickelten mir, ich fragte die Tische, Trappelte stampfend herum, und nahe war mir das Weinen. Alles sah der gelassene Mann; doch als ich es endlich gar zu töricht betrieb, ergriff er mich ruhig beim Arme, führte zum Fenster mich hin und sprach die bedenklichen Worte:

„Siehst du des Tischlers da drüben für heute geschlossene Werkstatt?

Morgen eröffnet er sie, da rühret sich Hobel und Säge, und so geht es von frühe bis abend die fleißigen Stunden. Aber bedenke dir dies: der Morgen wird künftig erscheinen, da der Meister sich regt mit allen seinen Gefellen, dir den Sarg zu bereiten und schnell und geschickt zu vollenden;

Und sie tragen das bretteerne Haus geschäftig herüber, das den Geduldigen zuletzt und den Ungezüglichen auf-

nimmt, und gar bald ein drückendes Dach zu tragen bestimmt ist. — Alles sah ich sogleich im Geiste wirklich geschehen, sah die Bretter gefügt und die schwarze Farbe bereitet, sah geduldig nunmehr und harrete ruhig der Kutsche. Nennen andere nun in zweifelhafter Erwartung Ungehörig herum, da muß ich des Sarges gedenken.“

Nachher sagte der Pfarrer: „Des Todes rührendes Bild

Nicht als Schrecken dem Weisen, und nicht als Ende dem Frommen.

Jenen drängt es ins Leben zurück und lehret ihn handeln: Diesem stärkt es, zu künftigen Heil, im Trübsal die Hoff-

nung; Beiden wird zum Leben der Tod. Der Vater mit Unrecht hat dem empfindlichen Knaben den Tod im Tode gewiesen, Zeige man doch dem Jüngling des edel reifenden Alters

Wert, und dem Alter die Jugend, daß beide des ewigen

Kreises Sich erfreuen und so sich Leben im Leben vollende!“

Aber die Tür ging auf. Es zeigte das herrliche Paar sich

Und es erstaunten die Freunde die liebenden Eltern er-

staunten

Aber die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung

vergleichbar:



Ja, es schien die Türe zu klein, die hohen Gestalten

Einzulassen, die nun zusammen betraten die Schwelle.

Hermann stellte den Eltern sie vor mit fliegenden Worten:

„Hier ist, sagt' er, „ein Mädchen, so wie ihr im Hause sie

wünscht.

Lieber Vater, empfanget sie gut! Sie verdient es. Und,

liebe Mutter, befragt sie sogleich nach dem ganzen Umfang der

Wirtshaft,

Daß ihr seht, wie sehr sie verdient, Euch näher zu werden.“

„Gut führt' er darauf den trefflichen Pfarrer beiseite,

Sagte: „Würdiger Herr, nun helfst mir aus dieser Besorgnis

Schnell, und löset den Knoten, vor dessen Entwicklung ich

schaudre.

Denn ich habe das Mädchen als meine Braut nicht ge-

worben,

Sondern sie glaubt, als Magd in das Haus zu gehn, und ich

fürchte,

Daß unwillig sie flieht, sobald wir gedenken der Heirat.

Aber entschieden sei es sogleich! Nicht länger im Irrtum

Soll sie bleiben, wie ich nicht länger den Zweifel ertrage.

Eilet und zeigt auch hier die Weisheit, die wir verehren!“

Und es wendete sich der Geistliche gleich zur Gesellschaft.

Aber leider getrübt war durch die Rede des Vaters

Schon die Seele des Mädchens; er hatte die munteren

Worte,

Mit behaglicher Art, im guten Sinne gesprochen:

„Ja, das gefällt mir, mein Kind! Mit Freuden erfah' ich,

der Sohn hat

Auch wie der Vater Geschmack, der seinerzeit es gewiesen,

Immer die Schönste zum Tanze geführt und endlich die

Schönste

In sein Haus als Frau sich geholt: das Mütterchen war es,

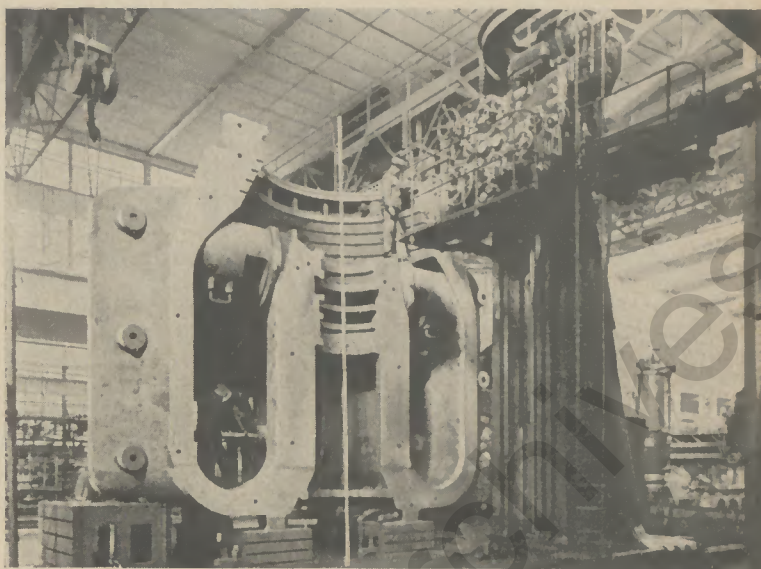
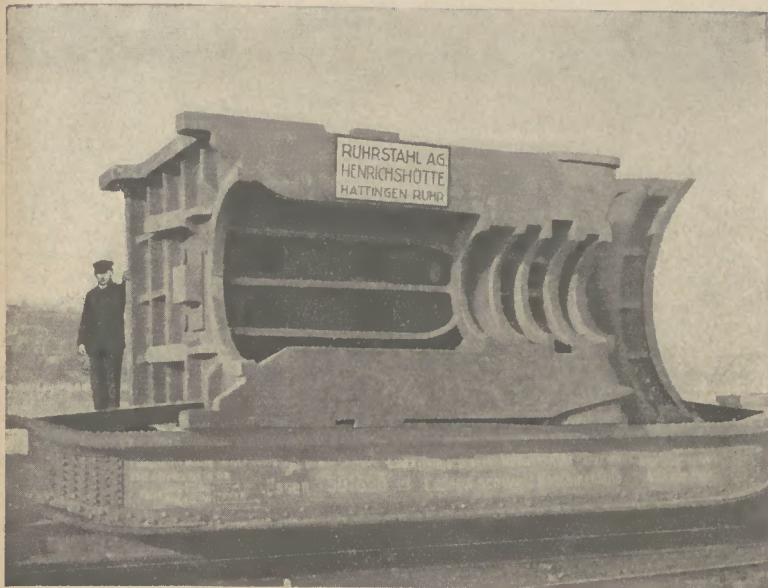
Denn an der Braut, die der Mann sich erwählt, läßt gleich

sich erkennen,

Welches Geistes er ist, und ob er sich eigenen Wert fühlt.

(Fortf. folgt.)

Erzeugnisse unserer Ruhrstahl A.-G.



Links: Gußeisernes Turbinengehäuse-Mittelstück von 65 560 Kilogramm Gewicht. Rechts: Das links abgebildete Mittelstück von 65 560 Kilogramm zusammengebaut mit zwei ebenfalls von uns gelieferten Turbinengehäuse-Unterteil-Seitenstücken, rechts und links von 38 250 bzw. 39 190 Kilogramm Gewicht, auf der Bearbeitungsbank der Siemens-Schuckert-Werke in Mülheim. Ein komplettes, fünfteiliges Turbinengehäuse im Gesamtgewicht von etwa 200 Tonnen liefern wir für die Siemens-Schuckert-Werke, Mülheim, für die größte bisher gebaute Dampfturbine.

Der Stahl der Urmenschen

Das Interesse für die Urgeschichte des Menschen wird infolge der umfangreichen Entdeckungen der letzten Zeit immer größer, und wir bewundern die verhältnismäßige Höhe der Kultur, die er schon in diesen Anfängen menschlicher Kultur erreicht hatte. Eine solche Kultur wäre aber dem vorgeschichtlichen Menschen nicht möglich gewesen, wenn er nicht bereits einen ausgezeichneten Stoff für seine Werkzeuge besessen hätte, nämlich den Feuerstein, der der ganzen Periode der Steinzeit seinen Stempel aufgeprägt hat. Mit gutem Recht nennt daher der englische Prähistoriker J. Reid Moir in einem Aufsatz des „Scientific American“ den Feuerstein den „Stahl der Urmenschen“ und hebt seine vortreffliche Eignung für Werkzeuge hervor, weil er die härteste Substanz der Natur ist und sich dabei leicht bearbeiten läßt. Nur da, wo sich in den geologischen Schichten der Feuerstein fand, ist der Mensch der Urzeit zu einer höheren Lebensform emporgebrochen. Der Feuerstein war ihm so notwendig und wichtig wie uns Kohle und Eisen, und er unternahm die größten Anstrengungen, um die beste Art des Feuersteins zu gewinnen und sich mit ihr reichlich zu versorgen. Das zeigt ein Studium der vorgeschichtlichen Bergwerke, wie sie besonders in England und Frankreich, aber auch in anderen Teilen Europas entdeckt worden sind. Zu Grimes Graves im nördlichen Suffolks um-

fassen die Bergwerke einen Raum von acht Hektar und gehen bis zu einer Tiefe von 30 Fuß hinab. Die Ausgrabung so tiefer Schächte war notwendig, um in den Kalkschichten den besten Feuerstein zu finden. Die vorgeschichtlichen Bergleute kümmerten sich nicht um die Feuersteinschichten, deren Güte ihnen nicht genügte, sondern drangen in seitlichen Galerien, die sie nach allen Richtungen in den Stein trieben, bis zu den Stollen vor, an denen sich der beste und festeste Feuerstein fand. Wenn man bedenkt, daß sie dabei mit Werkzeugen arbeiteten, wie Schaufeln aus flachen Kerzen und Haden aus den Geweihen von Rentkieren, so begreift man die Schwierigkeit und Größe des Unternehmens. Diese Urmenschen waren bereits erfahrene Bergleute, wie sich aus der überaus geschickten Anlegung ihrer Schächte ergibt. Zu Prosigny-le-Grand in Frankreich war der Urmensch auf eine Feuersteinschicht gestoßen, die eine besondere Honigfarbe zeigte und sich für Werkzeuge vortrefflich eignete. Diese Feuersteine von Prosigny sind weit entfernt von ihrem Fundort, in England und auch sonst, ausgegraben worden, und auch der Feuerstein von Grimes Graves findet sich in Werkzeugen, die an Fundstätten des Kontinents zu Tage kamen. Der vorgeschichtliche Mensch, der in den Tälern des Rheines lebte, benutzte Werkzeuge, deren Feuerstein aus den englischen Bergwerken stammte. Wir müssen also annehmen, daß dieser „Stahl der Vorzeit“ bereits als Handelsgegenstand weithin verbreitet wurde. Hubert Wölfl.

Die Leibesübungen sind der Arzt am Krankenbette unseres Volkes!

Ein nächtliches Abenteuer

Wolfskonzert in der Taiga

Ein Erlebnis im sibirischen Urwald von Franz Romberg



Einige Monate schon weilten wir deutschen Spezialisten in Sibirien, ohne daß sich Gelegenheit geboten hätte, die 35 Kilometer weit entfernte Taiga zu besuchen. Unsere Ausflüge, die nur bei schönem Wetter, und zwar im Sommer im Umkreise von fünfzehn Kilometern zu Fuß oder zu Pferde gemacht wurden, steigerten in einigen den Wunsch, einmal in die sagenumwobene Taiga einzudringen.

Unter den uns persönlich gut bekannten Russen hatten wir einen Freund mit Namen Pudavkin, der Sportlehrer in unserem Bezirk war. Er war ein guter,

überaus geselliger Mensch und vertrieb dem kleinen Kreis von Sportsleuten die Zeit durch Erzählungen selbsterlebter Jagden und Abenteuer. Uns interessierte vor allem die Taiga, der „Jungfräuliche Wald“!

Es war im Monat Juli 1930, als Pudavkin zu uns kam und von seinem Vorhaben, seinen Freund in der Taiga besuchen zu wollen, erzählte. Er lud uns ein, mitzumachen. Der Vorschlag wurde von allen Sportlern freudig begrüßt, zumal unser russischer Führer uns versprach, Gewehre und Munition zu besorgen. Mit allerlei Missionen gaben wir uns daran, die kleine Jagdexpedition mit allen dazugehörigen Sachen auszurüsten. Außer Decken und Mänteln wurde vor allem die Verproviantierung ausgiebig besorgt. Die uns zustehenden Fleisch- und Brotmengen ließen wir uns von unserem Küchenchef zuvorder herrichten; außerdem Kartoffeln, etwas Butter, vor allem aber Rauchwaren und Schnaps, da wir dem Einsiedler in der Taiga eine Freude machen wollten. Frühmorgens um 5 Uhr zog die Karawane gegen Südwesten, nachdem alle auf den zwei Panjewagen Platz genommen hatten. Die Strahlen der aufgehenden Sonne begleiteten uns, einen heißen Tag verkündend, obgleich ein kühler Wind über die endlose Steppe strich. Kurz vor der Bergkette, welche die Steppe nach Westen umrahmt, stiegen wir von den Wagen, um uns ein wenig warm zu laufen und den kleinen Pferdchen die Last zu erleichtern. Nachdem wir vier Stunden durch die Steppe gefahren waren, erreichten wir

einen kleinen See, von denen es in den sibirischen Tundren sehr viele gibt. Hier wurde an den schilf- und rohrbewachsenen Ufern halt gemacht. Silberhell erstrahlte der See im Widerschein der Sonnenstrahlen. Lustig huschten sie über die Fluten, als suchten auch sie Abkühlung im klaren Grunde. Rauschend bewegten sich Schilf und Rohr, als murrten sie über die Störung des Idylls. Durch unseren Lärm wurden die Wasser- und Sumpfhühner aus den Verstecken geschreckt. Noch ehe wir mit unseren kleinaltrigen Gewehren zum Schuß kamen, tummelten sie sich längst weit draußen auf dem windbewegten Wasserspiegel. Nachdem wir uns ausgeruht und gestärkt hatten, ging es weiter, während die Sonne heißer und heißer ihre Strahlen zur Erde sandte. Brütend heiß war es zur Mittagszeit, als die Taiga gleich einer „Zata Morgana“ am Horizont sichtbar wurde. Meilenweit in der Steppe allein bewegte sich die kleine Karawane dem Endziele zu, nur vom Anarren der Räder begleitet, deren Rhythmus sich auf dem weichen Boden verlor. Immer näher und näher dröhnte der Urwald vor unseren Augen aus. Hier und da tauchten Brombeersträucher auf. Wir stiegen von den Fahrzeugen, um uns an den Früchten zu laben und den aufsteigenden Durst zu stillen. Ein Teil der Beeren wurde in Mützen gesammelt, um als Nachspeise beim Mittagmahl zu dienen.

Endlich hatten wir die im düsteren Grün schimmernde Taiga erreicht, deren mächtige Federn den Himmel ragten. Lautes Hundegebell verkündete uns die Nähe einer menschlichen Behausung, die wir bisher noch nicht gesehen hatten. Erst als wir eine Furt durchquert hatten, sahen wir die Umrisse des Blockhauses. Dieses war unser ersehntes Ziel. Durch das Gebell der Hunde aufmerksam gemacht, erschien der Besitzer. Es war der Freund unseres Lehrers. Früher, zur Zarenzeit, bekleidete er das Amt eines Wopon. Jetzt lebte er verbannt als Einsiedler und Jäger. Neugierig sah er uns entgegen, hatte er doch einen Schreck bekommen, als er unser Ansehen wahrnahm. Unter den fremden Gesichtern vermutete er die G. P. U. (russische Geheimpolizei). Erst als Pudavkin auf ihn zugeht und ihn freudig begrüßt, begriff er, warum wir gekommen waren. Freudlich begrüßte uns der Jäger, und sein von einem langen struppiggrauen Bart umgebenes Gesicht strahlte. Hilfsbereit sagte er zu, als wir unseren Proviant in das Haus trugen. Trost, an Ort und Stelle zu sein, machten wir es uns bequem, während der Jäger Vorkehrungen zum Ablocken traf. In einer Stunde war das Essen fertig, das allen gut mundete, obgleich es nicht gar war. Doch Hunger ist ja der beste Koch; waren wir doch schon vielerlei gewöhnt. Später saßen wir rauchend in der Blockhütte, deren Inneres an Karl Mays Erzählungen erinnerte. Die Sonne neigte sich nach Westen, als

Radioaktivität

Sicher hat jeder schon etwas von der Radioaktivität des Radiums gehört. Und es wird wohl auch jedem bekannt sein, daß die medizinische Wissenschaft sich des Radiums als Heilmittel gegen den zurzeit größten Bürger der Menschheit, den Krebs, bedient. Was aber Radium eigentlich ist, wo es die ungeheuren Kräfte hernimmt, um fast zwei Jahrtausende hindurch ununterbrochen, ganz unabhängig von der äußeren Temperatur, Strahlen zu senden, dürfte nicht allgemein bekannt sein. Wenn ich hier nun über Radioaktivität, wie die Überschrift sagt, schreiben will, so muß ich mich dabei selbstverständlich an die einschlägige Literatur halten.

Wie wir ein Haus nicht aus einem Stein bauen können, sondern eine ganze Anzahl solcher zu einem Bau benötigen, und wie dieser Baustein erst wieder aus einer bestimmten Masse hergestellt wird, so ist auch alles, was unser Auge sieht, die Erde und alles, was darauf und darin ist, Sonne, Mond und Sterne, kurz, das ganze Sein, aus einer bestimmten Materie aufgebaut. Den Baustein der Natur nennt man nun Atom, d. h. zu deutsch das Unteilbare. Dieses wiederum ist aus der Urmaterie, dem Hydrogen (Wasserstoff) und Elektron aufgebaut; neuerdings rechnet man auch noch Helium zur Urmaterie. Das Atom besteht aus einem Kern und einer bestimmten Anzahl von Elektronen. Der Kern, der aus Wasserstoff- und Heliumteilchen gebildet ist, ist positiv elektrisch geladen, während die Elektronen negativ geladen sind.

Man unterscheidet so viele Atomarten, wie es Elemente gibt. Das Wasserstoffatom ist nun das einfachste davon. Es hat einen Durchmesser von drei Billionstel Millimeter und wiegt etwa 1,6 Quadrillionstel Gramm. Das sind allerdings so geringe Ausmaße, daß wir sie uns einfach nicht mehr vorstellen können. Trotz ihrer Kleinheit sind die Atome aber keine starre Masse, sondern äußerst komplizierte Körper, die man in gewissem Sinne als lebende Wesen bezeichnen kann, die sich nach ganz bestimmten Gesetzen entwickeln.

Der positiv geladene Kern bildet gleichsam die Zentralsonne, um den die negativen Elektronen als Planeten kreisen. Genau so wie die Planeten unseres Sonnensystems um die Sonne ihre Bahn ziehen, genau so laufen innerhalb eines Atoms die Elektronen um den Kern. Es zeigt sich also, daß das ganze Sein, vom kleinsten bis zum allergrößten, in wunderbarer Einheit aufgebaut ist.

Ich sagte schon, daß das Wasserstoffatom das einfachste ist. Denn bei diesem kreist nur ein Elektron um den Kern. Beim Helium sind es zwei. Und so steigt die Zahl bis auf 92 beim Uran, dem schwersten Element, das wir bis jetzt kennen. Wo mehr als zwei Elektronen vorhanden sind, kreisen sie nicht alle in einem Ring um den Kern, sondern in mehreren solcher Ringe. Der erste Ring bietet nur zwei Elektronen Raum zu ihrer Bewegung. Im zweiten können höchstens zweimal vier, im dritten dreimal sechs usw. kreisen. Wir sehen nun, daß das Atom — das winzigste System, das wir kennen — nach genauen Gesetzen aufgebaut ist.

Aber wie alles nur seine Zeit währt, wie das Menschenleben zur bestimmten Zeit aufhört, so ist auch den verschiedenen Sonnensystemen ein Ziel gesetzt. Es kommt einmal die Zeit, wo die Anziehungskraft der Sonne, die die Planeten in ihrer Bahn hält, aufhört. Dann stürzen sie als Meteore ziellos hinaus in die Unendlichkeit des Universums, bis sie vielleicht mit andern ebenfalls regellos dahinjagenden Weltenbummlern zusammenraffen. Bei der Heftigkeit des Zusammenstoßes werden sie vollends zertrümmert, in ihre Urmaterie aufgelöst, die sich wiederum zusammenballt und als neuer Stern am Firmament aufleuchtet.

Eine Sekunde der Ewigkeit ist veronnen, eine neue hat angefangen. Ebenso ergeht es dem Atom. Auch dieses hat seine bestimmte Lebensdauer. Die Anziehungskraft des Kerns, der die Elektronen in ihrer Bahn

hält, wodurch die Stabilität des Atoms aufrechterhalten wird, vermindert sich im Laufe von Jahrmillionen oder gar Jahrtausenden, und dann kommt die Zeit, wo die Elektronen nicht mehr innerhalb des Atoms festgehalten werden. Dann stürzen sie hinaus in den Raum. Das Universum des Atoms beginnt zu zerfallen.

Solche sich im Zerfall befindende Atome hat nun das Radium. Dieser Zerfallprozeß äußert sich in der „Aktivität“. Es wurden durch Experimente drei verschiedene Strahlungsarten des Radiums festgestellt. Man hat diese drei verschiedenen Strahlungen mit Alpha-, Beta- und Gammastrahlen bezeichnet. Es ist festgestellt worden, daß die Alphastrahlen aus doppelt positiv geladenen Heliumkernen bestehen, die mit einer Geschwindigkeit von 30 000 Kilometer in der Sekunde herausgeschleudert werden. Die Betastrahlen sind Kernelektronen und eilen dem Atom mit einer Geschwindigkeit von 297 000 Kilometer in der Sekunde. Die Gammastrahlen sind im Gegensatz dazu keine materiellen Strahlen, sondern eine elektrische Strahlungserscheinung aus der Energie, die zwischen den verschiedenen Elektronenringen waltet. Und zwar wird diese Energie dadurch frei, daß ein Betateilchen, das ja aus dem Kern kommt, auf ein Elektron stößt, und dieses aus seiner Bahn drängt. Da nun aber, sobald ein Elektron der inneren Ringe verlorengeht, ein anderes aus einem weiter nach außen gelegenen Ring nach innen stürzt, um das fehlende zu ersetzen, und da ferner die Anziehungskraft der äußeren Ringe größer ist als die der inneren, so wird ein Energieüberschuß frei und dieser äußert sich eben in der Gammastrahlung. Diese erreicht übrigens genau dieselben Eigenschaften, wie die bekannten Röntgenstrahlen.

Dieser Zerfall des Radiums dauert nahezu 2000 Jahre. Innerhalb dieser Zeit verwandelt sich das Radium in Blei. Also unser gewöhnliches Blei ist das Endprodukt einer langen Zerfallskette, die beim Uran, einem ebenfalls radioaktiven Element, einsetzt. Erst innerhalb von fünf Milliarden Jahren bildet sich durch wiederholten Atomzerfall des Urans das Radium. Und dieses macht innerhalb von 2000 Jahren erst wieder eine lange Zerfallskette durch, bis die Stabilität des Atoms wieder hergestellt ist. Es ist aber während der Aktivität Masse verlorengegangen, die sich in der Alpha- und Betastrahlung äußert. Daher muß natürlich das neu entstandene Element, das Blei, ein geringeres Atomgewicht aufweisen. Ebenso sind einige Elektronen verlorengegangen. Während Radium ein Atomgewicht von 226,0 und 88 Elektronen hat, hat Blei ein Atomgewicht von 207,20 und 82 Elektronen.

Wenn man sich nun vor Augen führt, welche gewaltigen Energiemassen innerhalb dieser 2000 Jahre von einem winzigen Stückchen Radium ausgeschleudert werden, dann kommt einem so recht zum Bewußtsein, wie ungeheuer groß die Kraft sein muß, die in den Stoffen ruht.

Wenn es nun gelingen sollte — was theoretisch bereits möglich ist —, den Zerfallprozeß der Atome künstlich zu beschleunigen, so daß die Energieabgabe, die beim natürlichen Vorgang auf Tausende von Jahren verteilt ist, in einer verhältnismäßig kurzen Zeit vor sich ginge, dann würden uns Energien zur Verfügung stehen, die so gewaltig wären, daß wir uns heute noch kaum ein Bild davon machen können.

M. Böhm ann

Was der Deutsche „verqualmt“. Das Statistische Reichsamt veröffentlicht soeben eine Übersicht über die Erträge der Tabaksteuern im Rechnungsjahr 1931/32, die Anlaß zu interessanten Studien bietet. In runden Zahlen hat demnach der Deutsche — wenn Ein- und Ausfuhr unberücksichtigt bleiben — „verpafft“: 28 Milliarden Stück Zigaretten, 6 Milliarden Stück Zigarren, 32 Millionen Kilogramm Pfeifen- und Rauchtobak, mehr als 1,8 Millionen Kilogramm Schnupstobak, „verschnupft“ und über 185 Millionen Stück Kautabak gekaut. Die Erträge der Tabaksteuer für diese Mengen betrugen rund 6784 Millionen Reichsmark.

Ordnung und Sauberkeit — dazu sei stets bereit!

wir unter der Führung des Einsiedlers die nähere Umgebung durchstöberten. Vorerst beschäftigten wir die Bienenstöcke, die in großer Anzahl auf waldfreiem Gelände zwischen schmutigen Birken standen. An die Urzeit erinnerte die Umzäunung, die durch geschickte Knoten aus jungen Birkenreisern gehalten wurde. Besonders Interesse erregten einige Bienenstöcke aus Baumstämmen, die an Stützen ebenso primitiv befestigt waren. Erstaunt waren wir ob der Flora, die sich nach Süden und Osten ausbreitete. Hier sah man hundertlei Blumen, deren Namen wir wieder alle vergessen haben, außer den Waldveilchen und Sumpfdotterblumen. Angenehm nahmen unsere Augen das Runterbunte der Flora in sich auf, hatten wir doch lange solch eine Blumenpracht nicht gesehen. Das Unterholz durchschreitend, gelangten wir an den Rand des Urwaldes. Jungfräuliche Taiga, in der der Maulbeerbäum wächst und zwischen den Fichten sich wilde Wein rankt! Beim Anblick der reichen Flora und Fauna, der breitblättrigen Pflanzen, der Vianen und des wilden Weins im geheimnisvollen Dunkel der Dschungelwälder glaubt man sich in den tropischen Urwald versetzt. Ebenso reichhaltig wie Afrikanische Vegetation ist seine Tierwelt. Hier ist die Heimat des kostbaren Zobel mit seinem seidigen Pelz, des Silberfuchses und des hellen Hermelins. Hier springen zwischen Fichten und Fledern wilde Ziegen, denen der zottige Bär in den dichten Himbeerstaude auflauert. Dichte Brenneßelheiden bis zur Höhe von zwei Meter verwehren uns an verschiedenen Stellen den Eingang. Auf Umwegen über morphe, verfallene Baumstämme, die der Sturm umgelegt hatte, ging es in die dunkle finstere Nacht verheißende Taiga. Nicht sehr weit wagten wir uns hinein, obgleich keine Gefahr von Bären und Wölfen bestand, da diese um die Zeit unseres Besuches ungefährlich waren. Da wir mit steter Fühlung nach Osten den Rand der Taiga durchschritten, bestand keine Gefahr, daß wir irrten. Zu gerne wären wir weiter in den Urwald vorgebrungen, doch der Stand der Sonne verriet, daß sie bald untergehen würde.

Des Wanderns müde, brachte Swan uns an eine Waldlichtung von einigen hundert Quadratmeter Größe. Es schien, als sei hier der Vorhof des Waldtempels, da in der Mitte ein großer umfangreicher Hügel stand. Wir kletterten hinauf. Unserem Auge bot sich ein überwältigender Anblick. Der Osten frei zur Steppe und den Tundren, während alle andere von der Taiga eingesäumt zu sein schien. Ueber uns aber der ätherblaue, wolkenlose Himmel. Hier war das Revier der breitflügeligen Wölfe.

Swan benutzte die Zeit der Rast, uns von der Taiga zu erzählen. Mit der Hand zeigte er die Richtung, in welcher die eigentlichen Pelz- oder Bären-

jäger zu suchen waren. An Hand eines Dolchmessers erläuterte er die Kampfesweise, wie der mutige Sibirier Meister Pek zu Leibe rückt. Auf unsere Frage nach der Beweglichkeit des Bären lachte er überlegen und deutete an, daß der Bär uns allen im Laufen und Klettern überlegen sei. Ungläubig schauten wir drein, zu gern hätten wir so eine Bärenjagd mitgemacht. Swan erklärte die Zwecklosigkeit, indem er auf unsere kleinfalbrigen Gewehre deutete. Zur Pelzjagd waren wir ja eigentlich nicht hier, doch jeder war vom Jagdfieber ergriffen. Nicht lange, so hatten wir einen Fasan erblüht. Gleichzeitig trachten vier Schüsse. Die herumfliegenden Federn verrieten, daß wir getroffen hatten. Als weitere Jagdbeute wurden vier Birkenhühner erlegt. Es war Zeit zum Aufbrechen, als Swan erklärte, daß wir heute Nacht an dieser Stelle etwas erleben sollten, das nicht viele erlebt hätten. Gespannt lauschten wir, lachten ihn aus, da wir so etwas nicht begreifen konnten. „Wolfskonzert“, so erklärte er, indem er das Heulen der Wölfe nachahmte, findet an dieser Stelle statt. Auf dem Rückwege benutzten wir den kürzeren Weg. An einer Lichtung hielten wir. Der Einsiedler erklärte, daß hier der Eingang in das Innere der finsternen Taiga sei, indem er auf die in die Urwaldvorne eingehauenen Kerbe deutete. Diese Wege würden von den Einsiedlern vor Eintritt des Winters etappenweise gehauen und führten zu den eigentlichen Jagdhütten der Pelzjäger. Nach vielen Wochen verlassen diese ihr Anst, um mit reicher Beute bei Swan einzutreffen. Bei ihm verbringen sie dann ihre Ruhetage, um Pelze abzuliefern und ihre Munition zu erneuern. Jede abgeschlossene Patronenhölle wird gegen neue Munition eingetauscht. Restlos müssen alle Felle abgeliefert werden. Nur gestempelte Felle des staatlichen Fellschändels dürfen gehandelt werden. Wehe demjenigen, der ein Fell verschleibt, die G. B. U. nimmt sich seiner liebevoll an.

In der Blockhütte angekommen, wurde zuerst das Abendessen fertiggemacht. Dann wurde beratschlagt, was bis zum Ausbruch zum Konzert zu tun sei. Wir schlafen wollten, konnte schlafen, während die anderen den Erzählungen des Einsiedlers mit wachsender Begeisterung lauschten. Millionen von Glanzen, hellleuchtenden Sternen standen am wolkenlosen Himmel, während der Mond den Urwald gespensterhaft beleuchtete. Eine Stunde vor Mitternacht machten wir uns marschbereit. Nur Swan nahm seine Donnerbüchse mit. Mikhutia folgten wir seiner Weisung, unsere Gewehre in der Hütte zu lassen. Er führte mit erstaunlicher Geschwindigkeit, mit Pfadfinder-Eigenschaften, die nur einem Menschen zu eigen sein können, der durch jahrelanges Leben in der

Lasttiere der See



Wenn wir etwas von Schifffahrt hören, so haben wir Binnenländer dabei zum überwiegenden Teil die Vorstellung, daß die große Masse der Schiffe, die die Meere bevölkern, jene strahlenden Luxusfahrzeuge der großen Passagierlinien sind, von denen in Prospekten, Broschüren und Reklamemerkmalen verlockend geschrieben steht. Doch es ist nicht ganz so! Das Mehr der weltumsegelnden Schiffe stellen die Lastdampfer, und so kommen wir zu den „Lasttieren der See“, die es für den Seeverkehr gibt, wie bei uns auf dem Lande Zugochsen und

schwere Aderpferde. Den übergroßen Teil des für die Zahlungsbilanz wichtigen Frachteinkommens der Handelsflotten der einzelnen Länder bringt nicht die Passagierfahrt, sondern die Frachtfahrt. Während die Linienfahrt überall da, wo Binnenmeere und Ozeane die Länder trennen, das naturgegebene Glied des Post- und Güterverkehrs ist, sind die wichtigsten Zubringer für die Industrien die Lastdampfer. Ohne sie, Kohlen-, Erz- und Phosphatdampfer, müßten sich ganze Industrien umstellen. Der Güterverkehr auf diesem Wege ist wohl der Hauptfaktor der Weltwirtschaft, ermöglicht überhaupt erst die weltwirtschaftliche Arbeitsteilung. — Seefahrt, früher vielleicht einmal Abenteuerlust oder Romantik, ist heute zu einer Industrie emporgeblüht, die sich von der auf dem Lande nur durch einen größeren Teil von Unberechenbarkeit — Wind, Wetter und Meer — unterscheidet. Und das „Lasttier“ für Massengüter, wie Kohle, Erz, wertvolle Erde u. a., sucht nicht die zweifelhafte Romantik irgendeines weltvergessenen Ecksens zurückgebliebener Kultur auf, sondern mündet immer in die Knotenpunkte der industriellen Wirtschaft. Wo er auch anlegt, sei es unter der kalten Mitternachtssonne Scandinaviens oder unter der Äquatorhize Afrikas, immer ist es ein Industriebassin, dem die Bewältigung und Verarbeitung gewaltigster Rohstoffe aufgeprägt ist. Wo der Lastdampfer auch landet, stets bietet sich ihm dasselbe Bild: riesige Halben, haushohe Fahrgerüste für elektrische Kohlen- und Erzzüge, Bürohäuser mit Telephon, Telegraph und Funk, automatische Waagen für tonnenschwere Eisenbahnloren. Wo er lösch, also seine Ladung wieder an Land bringt, leuchten entweder wuchtige Hochöfen ihre Glut in die Nacht oder scheinbar unentwirrbare Schienenbündel führen direkt vom Landungssteg in die Industriestädte hinein. Und auch hier wieder



Motorantischiff „J. S. Senior“



Im Hafen

Halben, Bürohäuser, Fahrgerüste, elektrische Züge, automatische Waagen und vor allen Dingen riesige Eisenbrücken, die über die Schiffe hinwegreichen, und an denen entlangfahrend die Kräne und Greifer mit einem Hieb zehn bis zwanzig Tonnen (eine Tonne = 1000 Kilogramm) des Erzes aus der Ladung rausreißen und auf die Halbe schleudern. Und überall, im Lade- wie im Löschhafen, der Rhythmus der Rationalisierung: Zeit ist Geld! Tag und Nacht rollen die Züge, rasseln die Greifer, donnern Erz und Kohle aus den Zügen, tönen die Sirenen der Dampfer. Ein nicht mit Worten wiederzugebender Eindruck ist es, an der Stätte solcher Arbeit Studien machen zu können, man hat kaum Zeit, alles recht zu fassen, und sieht z. B. mit Erstaunen, daß zwei und gar drei der Riesenschiffe auf einmal be- und entladen werden können. Was ist hier der Mensch? Der Aufenthalt im Hafen ist nicht für die Bemannung, sondern für Laden und Lösch der Last. Sobald ein Schiff entladen oder beladen ist, geht's wieder hinaus in die See. Die Fahrt auf See bringt ihren eintönigen Alltag mit Ruderwachen, Freiwachen und Arbeiten jeder Art. Und auf See gibt es ganz schwere und raue Arbeit, besonders heute, wo jede Reederei mit so wenig wie möglich Bemannung auszukommen sucht. Da können die wettergebräunten Leute allerlei erzählen. Aber ihre Erzählungen haben wenig mit Romantik zu tun, ihr Leben ist mehr Wirklichkeit, ist Kampf ums Dasein und Kampf ums Brot.

* * *

Der größte Mondglobus der Welt. Der australische Astronom Wilkins stellt einen riesigen Mondglobus her. Er arbeitete vierzehn Jahre an seinem Werk und betrachtet es als seine Lebensaufgabe. Alle Feststellungen, die von dem Astronomen mit Hilfe der stärksten Fernrohre in den letzten Jahrzehnten bei der Betrachtung gemacht wurden, wurden von Wilkins berücksichtigt. Sein Mondglobus hat einen Durchmesser von fünf Meter. Er ist somit der größte Mondglobus der Welt, da sein Vorgänger, von einem englischen Astronomen hergestellt, nur einen Durchmesser von 1,8 Meter aufweist.

Lege Werkzeug mit Verstand beiseite, dann suchst du es nicht in der Weite

Wildnis mit ihr vertraut ist. Sicher und behende schritt er voraus, als wäre er auf einer Straße, während wir hier und dort stolperten, vom gespensterhaften Schatten begleitet. Trotz des scharfen Windes wurde es allen ein wenig warm. Wie lange der Marsch gedauert hat, wußte niemand, da er an einen Patrouillengang erinnerte. Endlich erreichten wir den Hügel, den wir lautlos bestiegen, als gelte es, einen Gegner zu überrumpeln. Hier oben wehte der Steppenwind noch scharfer.

Eine besondere Eigenheit der Wölfe ist es, in mond hellen Nächten an irgendeiner Stelle zusammenzukommen, um dann ein ohrenbetäubendes Geheul zu veranstalten. Da die Wölfe zu dieser Zeit scheu und harmlos, für den Menschen nicht gefährlich sind, konnte man sich ohne größere Gefahr nähern. Trotzdem war größte Vorsicht geboten, um den Bestien keine Witterung zu geben oder sie zu erschrecken und so das „Wolfskonzert“, wie es unser Führer ironisch nannte, zu vereiteln. Nun kam die Zeit des Wartens. Auf Decken lagen wir Mann an Mann im Steppengras; verkrüppelte Birkensträucher verdeckten unser Lager. Fieberhaft waren Augen und Ohren auf das Kommende eingestellt. Zur Ewigkeit schienen die Minuten zu werden. Hier und dort wurde schon geflücht. Iwan, der bisher lautlos unsere Ungeduld quittierte, sagte mit gepreßter Stimme: „Wolki idiot“, Wölfe kommen. Seine ausgeprägten Jägerfinnen hatten schon das Kommen der Wölfe vernommen. Plötzlich ertönte durch die Stille der Nacht das schauerliche Heulen eines Wolfes. Es war das Zeichen des Führers zum Beginn des Konzertes. Von allen Seiten ertönte als Antwort langgezogenes Geheul. Mehr und mehr Wölfe stimmten mit ein. Näher und näher drang das schauerliche und nervenaufpeitschende Geheul auf uns ein. Wie es schien, waren wir umzingelt. Keiner von uns verspürte den kalten scharfen Wind. Eine Gänsehaut löste die andere ab, als wir in allen Ecken phosphorgrüne Augenpaare aufblitzen sahen. Lautlos und gespenstisch bewegten sich die Wolfsleiber im Zwielicht des Mondes. Fast schien es, als wollten uns die Bestien belagern. In jedem von uns erwachte die wilde Begier, sie niederzuknallen, um dem höllischen Lärm ein Ende zu bereiten.

Iwan mahnte zur Ruhe. Erst jetzt begriffen wir seine Vorsicht, daß wir keine Waffen mitnehmen durften. Als der Lärm schier unerträglich wurde, erlöste er uns endlich von unserer Qual. Kurz hintereinander gab er zwei blinde Schüsse ab, die der Urwald mit donnerndem Echo wiedergab. Zäh verstummte das Geheul, und nur noch ganz schwaches Geseule war in

der Ferne vernehmbar. Iwan befahl, Steppengras und Birkenreiser anzuzünden. Jeder von uns raffte so schnell und soviel er konnte zusammen. Erst als ein lustiges Feuer die Nacht erhellte, verzogen sich die Bestien vollends. Rauchend saßen wir um das Lagerfeuer. Nur noch vereinzelt drang das Geheul eines Wolfes an unser Ohr. Nachdem das Feuer ausgebrannt und gründlich ausgetreten worden war, begaben wir uns auf den Heimweg. Müde und hungrig erreichten wir das Blockhaus. Schnell wurde heißer Tee gebraut, dazu ein kräftiger Schluck Wodka getrunken, während Iwan mancherlei von seinen Erlebnissen erzählte. Der Morgen graute bereits, bevor sich alle zur Ruhe begeben hatten.

Gegen 10 Uhr morgens wurde es in der Blockhütte lebendig. Hurtig ging es zum nahegelegenen Waldsumpf, um Erfrischung zu suchen. An einer feuchten, ungefährliehen Stelle tummelten wir uns im Wasser und fühlten uns wie neugeboren, während die warmen Sonnenstrahlen unseren Körper trockneten. Iwan, der Einsiedler, hatte inzwischen aus den Ueberresten unseres Proviantes ein Mittagsmahl bereitet. Diesmal schmeckte es viel besser, weil es gut geraten war. Eine Stunde Bettruhe wurde angelegt, um dann die Abfahrt vorzubereiten. Unsere Ponys schienen keine Lust zur Heimreise zu haben, weil sie sich beim Anschirren störrisch benahmen. Herzlich verabschiedeten wir uns von dem Einsiedler und dankten für seine Gastfreundschaft. Auch er bedankte sich für die ihm hinterlassenen Rauchwaren, vor allem für den Wodka. Auf der Mundharmonika spielend und dazu singend, fuhren wir von dannen.

Immer mehr und mehr entschwand die düstere Taiga unserem Gesichtskreis. Es war uns, als ob sich die Zedern zum Abschiedsgrüße hin- und herbewegten. Angenehm war die Fahrt trotz der abnehmenden Hitze nicht. Erst als wir die Bergkette überschritten und uns ein kühler Wind aus der smaragdgrünen Steppe um die erhitzten Gesichter wehte, ließ sich das Eintönige der Steppenwanderung ertragen. Bei Einbruch der Dämmerung hatten wir viele Werst (russisches Längenmaß = 1,067 Kilometer) zurückgelegt. Gespensterhaft beleuchtete der Mond die Steppe. Endlich erblickten wir im Nordosten die Lichter unserer Ortschaft. Fröhlich und in bester Laune erreichten wir unsere Barade unter lauten „Hallos“ der uns erwartenden Kollegen. Noch spät in der Nacht saßen wir beieinander und erzählten die Erlebnisse in der Taiga. Für uns Teilnehmer aber wird unvergeßlich bleiben das Wolfskonzert in der Taiga im Juli 1930.

Aus dem Reich der Frau

Was muß die Hausfrau von den Eierstempeln wissen?



Nach der Neuregelung der Eierstempelung hat sich in der Praxis ergeben, daß die Verbraucher, also in erster Linie die Hausfrauen, die Bedeutung und den Zweck der verschiedenen Stempel noch nicht erfaßt haben. In der ersten Zeit der Neueinführung bedarf es daher wohl noch manchen erklärenden Hinweises, um die Hausfrau im Kauf ihres Eierbedarfes zu beraten. In Zukunft muß also jedes Auslands- und den Namen des Herkunftslandes tragen. Also z. B. „Holland“, „Dänisch“, „Bulgarien“, „Rumania“ usw. Dadurch wird es der Hausfrau leicht gemacht, das Auslands- von den Eiern deutscher Erzeugung zu unterscheiden. Man hofft auf diese Weise den deutschen Verbraucher von der Güte der Eier seiner heimischen Geflügelwirtschaft zu überzeugen, um ihn durch die gegebene Möglichkeit der vergleichenden Prüfung zu veranlassen, in Zukunft nur noch deutsche Eier zu verwenden.

Das deutsche Handelsklassen- und trägt das Wort „Deutsch“ in einem Kreis. Die Buchstaben A. B. C. D. geben die Gewichtsunterschiede von der größten bis zur kleinsten Gruppe an. Die schwerste Gruppe über 65 Gramm ist mit dem Buchstaben „S“ (Sonderklasse) gekennzeichnet. Nun gibt es aber auch noch nichtstandardisierte deutsche Eier, die diesen sogenannten „Deutsch-Stempel“ nicht tragen. Diese dürfen nur mit dem Erzeuger- und Stempel in rechteckiger Umrandung gestempelt, also z. B. „Fritz Lehmann, Bismarck“ in den Handel gebracht werden. Angestempelte Eier bieten keine Gewähr für gute Qualität, sind aber in jedem Falle deutscher Herkunft. Auch müssen die Kühlhauseier in Zukunft mit dem Buchstaben „K“ in dreieckiger Umrandung gestempelt sein. Konservierte Eier müssen durch den Ausdruck „Konserviert“ erkenntlich sein.

Damit wäre die Vielheit der Stempel auf dem Eiermarkt erklärt. Man sieht, wenn man erst einmal das System der Stempelung erfaßt hat, daß es außerordentlich leicht ist, diejenigen Eier zu bekommen, die man kaufen will. Hoffentlich gelingt es der deutschen Geflügelwirtschaft, eine wachsende Zahl neuer Freunde zu gewinnen. Die deutsche Eierzeugung ist auf einen reibungslosen, lohnenden Absatz angewiesen, um nicht völlig zusammenzubrechen und uns in unserer Eierversorgung unabhängiger als bisher vom Ausland zu machen. Das deutsche Ei hat in den letzten Jahren sehr häufig eine falsche und schlechte Beurteilung erdulden müssen. Alle Eierimporteure, die aus den entferntesten Ländern der Erde — ja sogar aus China — sich auf dem deutschen Markt ein Stelldichein geben, beäugen vor der Stempelregelung keine Herkunftsbearbeitung und marschieren wader als „deutsche Landeier“ oder unter ähnlicher Bezeichnung. Diese durch die langen Transportwege zumeist wenig frischen Eier haben dann leider wiederholt dazu geführt, das deutsche Ei in Mißkredit zu bringen. Dabei sollte man doch nie vergessen, daß die deutschen Eier durch die Kürze des Transportweges immer die frischesten sein und bleiben müssen.

Gartenbau und Kleintierzucht

Vom Nutzen unserer Kaninchen



Oftmals hört man von Kaninchenhaltern sagen: Kaninchen fressen mehr als sie einbringen. Daß dieser Ausdruck oft zu Recht besteht, kann man ruhig glauben. Wenn es leider bei manchen Wahrheit ist, muß es aber nicht immer Schuld der Kaninchen sein, sondern es ist fast ausschließlich Schuld des Halters. Wenn bei anderem Hausvieh, wie Kühen, Schweinen, Ziegen und Hühnern, nicht sparsam und mit Bedacht gewirtschaftet wird, fressen auch sie mehr und kosten dadurch mehr als sie einbringen. Wenn wir von der Kaninchenzucht einen Nutzen haben wollen, müssen wir unser Hauptaugenmerk auf die Fütterung richten. Hier heißt es in erster Linie sparen, wo man nur sparen kann, ohne doch dem Kaninchen die nötigen Nährstoffe zu entziehen. Bei den meisten Kaninchenhaltern kann man beobachten, daß sie den ganzen lieben Tag am Futterern sind. So wie sie ein Blättchen, ein Stück Brot oder dergleichen finden, bringen sie es ihren Lieblingen, ohne dabei zu bedenken, daß diese Fütterungsweise grundsätzlich falsch ist und dem Wohlbefinden der Tiere mehr schadet als nützt. Genau wie beim Rind darf auch bei der Fütterung der Kaninchen das Maß nicht überschritten werden. Wenn ein Kaninchen mehr vorgelegt bekommt als es zum Lebensunterhalt benötigt, bleibt der übrige Teil liegen, oder das Tier überfrisst sich, und Krankheiten sind die Folgen der falschen Fütterung. Hieraus erklärt sich auch der große Futterverbrauch bei Kaninchen. Hieran wird jeder seine Kaninchen sorgfältig und gewissenhaft füttert, wird sehr bald herausfinden, wieviel seine Tiere benötigen, und kann sich danach einstellen. Wer sparsam mit seinem Futter umgeht, wird auch dann noch einen kleinen Ueberschuß erreichen, wenn er alles kaufen muß. Um sicher zu gehen, kann man sich auch eine kleine Buchführung zulegen, indem man sich sämtliche Ausgaben und Einnahmen in einem kleinen Notizbuch aufzeichnet und am Ende des Jahres die zusammengeordneten Ausgaben von den Einnahmen abzieht. Die sich dabei ergebende Differenz ist der Ueberschuß. Zuletzt möchte ich noch allen zurufen: schließt euch alle einem Kaninchenzuchtverein an. — Dort könnt ihr vieles lernen und euch auch von älteren Züchtern belehren lassen, und ihr werdet mit Lust und Liebe die Kaninchenzucht beginnen zu eurem und eurer Mitmenschen Nutzen. In diesem Sinne ein donnerndes Gut Nacht!

Franz Linn

Turnen und Sport

Turngemeinde Welper DZ. 1920

Lehrlings-Turn- und Sportabteilung der Heinrichshütte

Unsere diesjährigen Vereinsmeisterschaften fanden am Sonntag, dem 4. September 1932, nachmittags ab 3 Uhr, auf dem Platz an der Hortschule statt. Schönes Wetter trug zum guten Gelingen der Veranstaltung bei. Eine stattliche Zahl, 106 Teilnehmer, stellten sich den Kampfkräften. Die Volksturnmeisterschaften bestanden in einem Dreikampf, 100-Meter-Lauf, Weitsprung und Kugelstoßen, für Schüler und Schülerinnen unter vierzehn Jahren statt Kugelstoßen Ballweitwurf. Außerdem wurden Einzelkämpfe im 100-Meter-, 200-Meter-, 800-Meter-, 1500-Meter- und 3000-Meter-Lauf, sowie im Kugelstoßen, Weitsprung und Hochsprung ausgetragen. Erfreulich war festzustellen, daß die Leistungen vom letzten Jahre mehrfach überboten wurden. Die Vereinsmeisterschaften im Geräteturnen werden in den nächsten Wochen ausgetragen, da wir den Turnern und Turnerinnen erst Gelegenheit geben müssen, zu üben, weil während der Sommerferien die Halle geschlossen war.

Unsere Vereinsmeister sind:

Jugendturner: E. Bech, Jahrgang 1918, mit 98 Punkten; H. Streit, Jahrgang 1916/17, mit 65 Punkten; W. Schröder, Jahrgang 1916/17, mit 65 Punkten; A. Nitsch, Jahrgang 1914/15, mit 58 Punkten. Senioren: Fr. Börter, mit 41 Punkten. Turnerinnen: H. Hübisch, mit 56 Punkten. Schülerjahrgang 1919/20: W. Wanders, mit 85 Punkten; Schülerjahrgang 1921/22/23: J. Sanders, mit 71 Punkten.

Einzelkämpfe: 100-Meter-Lauf: A. Mawid, in 12 Sekunden; 200-Meter-Lauf: A. Mawid, in 25,4 Sekunden; 800-Meter-Lauf: Fr. Börter, in 2 Minuten, 21 Sekunden; 1500-Meter-Lauf: W. Dohm, in 5 Minuten, 3 Sekunden; 3000-Meter-Lauf, Senioren: E. Krajewski, in 10 Minuten, 46 Sekunden; 3000-Meter-Lauf, Jugend: Fr. Peniel, in 10 Minuten, 48 Sekunden; Hochsprung: A. Nitsch, 1,60 Meter (leicht berührt); Weitsprung: A. Nitsch, 5,60 Meter; Kugelstoßen, 5 Kilogramm, Jugend: A. Nitsch, 11,90 Meter; Kugelstoßen, 7 1/4 Kilogramm, Senioren: W. Dohm, 9,50 Meter.

Die Vereinsmeisterschaften werden in der nächsten Zeitung bekanntgegeben, weil noch verschiedenes nachzuholen ist.

Die Siegerverkündigung, verbunden mit einem Filmabend, findet Ende Oktober im Adler statt.

Allen Teilnehmern, besonders den neuen Vereinsmeistern, ein herzliches Gut Heil!

R.

Werksallerlei

Unsere Jubilare

Auf eine fünfundsiebenzigjährige Tätigkeit konnten zurückblicken:

Seilgehilfe Mt. Balzer, eingetreten am 1. Oktober 1907; Heizer Aug. Kirchner, Zentralheizhaus, eingetreten am 30. September 1907; Wilhelm Womaf, Hammerwerk, eingetreten am 1. Oktober 1907.

Den Jubilaren unsere herzlichsten Glückwünsche!

Familiennachrichten

Geburten:

Gustav Wertmann, Walzwerk II, am 10. 9. 32.

Geburten:

Ein Sohn: Friedrich Walta, Walzwerk II, am 7. 7. 32 — Karl Heinz; Ernst Geher, Walzwerk I, am 4. 9. 32 — Hans; Gustav Linde, Hammerwerk, am 5. 9. 32 — Harald.

Eine Tochter:

Wilhelm Hüggenberg, Allgem. Rep.-Werkt., am 26. 8. 32 — Ingeborg; Albert Borbe, Bleichschmiede, am 3. 9. 32 — Helga.

Storbefälle:

Heinrich Müller, Verwaltung, am 3. 9. 32.

Drei Monate alte
Zwerghühner,
das Stück zu 1,25 Reichsmark, zu verkaufen.
Bismarckstraße 51.

Versuchen Sie

Bauer's

Schwarzbrot, Pumpernickel, Vollkornbrot, Zwieback und Gebäck
Überall zu haben!

Reellste Bezugsquelle:

NEUE GÄNSEFEDERN

von der Gans gerupft, mit Daunen, dopp. gerein., Pfd. 2.—, allerbeste Qualität 3.—, kleine Federn (Halbdaunen) 4.—, Dreivierteldauen 5.— und 6.—, gereinigte geriss. Federn mit Daunen 3,25 und 4,25, hochpr. 5,25, allerf. 6,50, 10 Volldaunen 8.— und 9.—. Für reelle, staubfr. Ware Garantie. Versand gegen Nachnahme ab 5 Pfd. portofr. Nichtgefall. nehme auf meine Kosten zurück. Willy Manteuffel, Gänsemeisterei, Neutrebbin 67 b (Oderbr.) Ältestes und größtes Bettfederverhandsgeschäft des Oderbruchs, gegr. 1852.



Drahtgeflechte
Gartengeräte
in großer Auswahl
billigst.

O. Meuser

Hattungen
Heggerstraße 48

Beachten Sie bitte
meine Ausstellung

Geschenkartikel

Mitarbeit

an
unserer
Zeitung
sollte
jeder
Leser
als
sein
Recht
und
seine
Pflicht
ansehen

HERRENKLEIDUNG NUR VON THÖNE